

Clausewitz in Washington

VON JOSEF JOFFE

Amerikanische Zeitschriften sind derzeit voll mit bunten Karten und Diagrammen, die dem Laien „genau“ zeigen, wie der Schlag gegen Saddam Hussein geführt würde. Da besetzen Luftlandtruppen hier die strategische Anhöhe vor Kuwait-Stadt und dort die strategischen Punkte im Zentrum. Zugleich würden Bomber Radaranlagen und Flugplätze im Irak zerstören, derweil Bodenkampf-Flugzeuge Jagd auf irakische Panzer machen. Die Szenarien beruhen auf jenen „Hintergrundgesprächen“ mit den berühmten „informierten Quellen“, die zwar anonym bleiben, aber offensichtlich sehr gerne reden.

Dies ist die eine Seite der amerikanischen Politik: eine systematisch aufgebaute Drohkulisse, komplett mit Meßtischblättern und Waffensystemen. Die andere Seite wird seit Wochenbeginn sichtbar. Sie heißt Diplomatie und verheißt – aus den Mündern der höchsten Regierungsbeamten – Verhandlungs- und Verständigungsbereitschaft. Beide Seiten könnten direkt aus Clausewitz' *Vom Kriege* kommen, der stets den nahtlosen Zusammenhang von Politik und Gewalt gepredigt hatte. Ob sie aber wirklich zusammenpassen, ist die Frage, die George Bush nun mehr zu schaffen machen wird als jede andere Entscheidung seit dem 2. August.

In Saddam Hussein hat Bush einen Gegner, dessen Strategie seit dem Angriff auf Iran (1980) zwar dem Handbuch der Diktatoren aus den 30er Jahren entnommen worden ist. Aber in einer kritischen Hinsicht ist der Despot von Bagdad kein Hitler: Der hat – ob großenwahnsinnig oder bloß blind – die USA so sträflich unterschätzt wie vor ihm der zweite Wilhelm. Sein irakischer Schüler aber hat Washington nur einmal falsch gemessen – als er glaubte, die kuwaitische „Bank“ ausrauben und die Beute auch noch friedlich verdauen zu können. Seit die USA eine weltweite Koalition mit UNO-Gütesiegel gegen den Aggressor zusammengeschirrt haben, ist Saddam Hussein vorsichtiger geworden: brutal und unnachgiebig in der Sache, aber taktisch-geschmeidig im täglichen Auf und Ab der Krise.

Der Alleinherrscher lädt den UNO-Generalsekretär zum Gespräch ein und erlaubt seinem jordanischen Namensvetter, dem Haschemiten-König, Perez de Cuellar und den irakischen Außenminister nach Amman einzuladen. Westliche Botschaften in Kuwait werden zwar umringt, aber nicht mit Gewalt eingenommen. Schließlich begannen die Behörden gestern – welch grandiose „humanitäre Geste“ – Ausreisevisa an Frauen und Kinder aus den westlichen Ländern zu verteilen.

Das ändert nichts an der Tatsache, daß der Despot nach wie vor Tausende als „Gäste“ (sprich: Geiseln) als Schild gegen einen Angriff festhält, aber die Welt atmet schon mal auf: Vielleicht ist der Mann doch kein Monster. Nur: Fast zeitgleich wird die Annektion Kuwaits mit ein paar verächtlichen Federstrichen besiegelt: durch dessen Eingliederung als „19. Provinz“.

Saddam Hussein zeigt also nach seiner anfänglichen Fehlkalkulation ein perfektes Krisenmanagement des Terrors, derweil Bush – nach brillanter diplomatischer Kärrnerarbeit – aus dem Tritt zu geraten scheint. Mal signalisieren seine Leute vor der versammelten Fernseh-Nation Verhandlungsbereitschaft, mal verkündet er selbst, er sehe heute „nicht mehr Hoffnung“ als vor zwei Wochen. Die Frage, die deshalb Bush in den nächsten Tagen und Wochen quälen wird, lautet: Worüber soll eigentlich verhandelt werden? Soll überhaupt verhandelt werden, solange die Aggression fortbesteht? Wer die Bereitschaft verkündet, der sagt unausgesprochen auch: „Es gibt eine Marge für den Kompromiß.“ Diese Botschaft aber steht im krassen Gegensatz zu den offiziellen drei Bedingungen: Keine Gespräche ohne Rückzug, Freilassung der Geiseln und Wiederinstallation der vertriebenen Herrscher.

Die weitergehende Frage schneidet noch tiefer: Was soll Ziel der Intervention sein? Der Diktator hat bisher zweifelsfrei demonstriert, daß er der Devise gehorcht: „Gelegenheit macht Kriege.“ Er hat seit 1979 systematisch aufgerüstet und genauso systematisch die Schwäche seiner Opfer zur Aggression ausgenutzt – sei es Irans 1980 oder Kuwaits 1990. Saddam Hussein ist kein Mann, der sich mit einem gesichtswahrenden Trick zufriedengibt. Er wird weiterrüsten, sein Atombombenprojekt verwirklichen, die Golf-Nachbarn kujonieren und bei der nächsten Gelegenheit, in den Mantel des Panarabismus gehüllt, wieder zuschlagen. Tatsache ist, daß das innerislamische Kräftegleichgewicht einem Kartenhaus gleicht: Kairo ist weit, Teheran ist schwach, Damaskus im Libanon verstrickt, Riad ein Familienbetrieb mit Flagge.

Wer also jenseits des Rückzugs aus Kuwait die Stabilität dieser kritischen Region im Auge behält, der hat eigentlich nur zwei Optionen: Er richtet sich, wie einst Amerika in Europa, auf eine Dauerpräsenz ein, oder er zerstört das Aggressionspotential des Irak – zumal dessen Atom- und Giftgas-Anlagen. „Little America“ in Riad? Das werden weder die saudischen Prinzen noch die amerikanischen Politi-

ker tolerieren. Ein Präventivschlag plus Geiselbefreiung? Das erste wäre militärisch einfach, das zweite ein politisches Vabanquespiel mit mörderischem Risiko. Noch sammelt Bush die Kräfte, die einen Einsatz zu Lande ermöglichen würden, während er den Manövrierraum der Diplomatie ausloten läßt. Aber dahinter steht die furchtbare Frage: Könnte er gegen Hussein ein zweites Mal eine weltweite Koalition aufbieten, wenn der in drei bis fünf Jahren seine Atombombe hat?